



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Georges Sand.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Georges Sand.

Histoire de ma vie. T. 1—11. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp.

Indem wir jetzt die Denkwürdigkeiten der berühmten Dichterin vollständig vor uns haben, können wir uns der Bemerkung nicht erwehren, daß es für den Ruhm derselben vielleicht besser gewesen wäre, wenn sie dieselben nicht geschrieben hätte. Wir finden viele geistvolle Bemerkungen darin, vieles aus dem Privatleben und dem allgemeinen Leben der Zeit, das uns interessirt, aber eigentlich nichts, was uns zum Verständniß der poetischen Entwicklung G. Sands unentbehrlich wäre, und dagegen sehr vieles, was ein zartfühlendes Weib nie hätte schreiben sollen. Gewiß ist G. Sand ehrlich zu Werke gegangen; sie hat sich nicht besser darstellen wollen, als sie ist, und sie hat wissentlich keinem Menschen Unrecht gethan; aber ihre Bildung ist doch nicht so frei, daß sie durchweg objectiv sein könnte. Indiscretionen sind eigentlich nur dann zu entschuldigen, wenn sie nothwendig sind. Daß sie also über das Verhältniß zu ihrem Manne mehr erzählt, als man sonst schicklicher Weise zu erzählen pflegt, mag gerechtfertigt sein, da das Verhältniß einmal der Oeffentlichkeit ausgestellt war; aber wen im Publicum gehen die übrigen Familienglieder, die Mutter, die Großmutter, die Schwiegermutter, die Kinder u. s. w. etwas an? Wir sind fest davon überzeugt, daß ihre Mutter wirklich der Satan war, den sie uns schildert; aber hat denn eine Tochter jemals die Verpflichtung oder das Recht, auf eine so schonungslose Weise die Schwächen ihrer Mutter zu enthüllen? Eine solche Schilderung wird durch die fortwährend eingestreute Versicherung von der heißen, leidenschaftlichen Liebe zu ihrer Mutter keineswegs gut gemacht, und wenn G. Sand mehrfach versichert, sie könnte noch viel schlimmere Dinge erzählen, wenn sie wollte, so gibt das der Sache auch kein besseres Licht. Daß ihr Bruder ein Trunkenbold war und im Säuserwahnsinn endete, mag auf ihr Verhältniß zu ihrem Mann schädlich eingewirkt und so zu ihrer Entwicklung beigetragen haben, aber wir können uns nicht helfen, eine Schwester darf von dem Bruder so etwas doch nicht erzählen; und so ist fast jedes Porträt ihrer lebenden und todtten Freunde eine Indiscretion, und diese Indiscretion wird dadurch gar nicht gebessert, daß man

immer daran denken muß, das Buch ist eine Geldspeculation. G. Sand erzählt uns ganz aufrichtig, daß sie zu ihrer poetischen Thätigkeit fast ausschließlich durch das Bedürfnis getrieben wurde, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und dagegen ist auch nicht das Geringste einzuwenden; aber mit Familienangelegenheiten darf man nicht speculiren. — Wir lassen für den Augenblick diese Betrachtung bei Seite und gehen auf den Inhalt ihres Lebens ein.

Es geht den meisten Selbstbiographen so, daß sie die erste Zeit ihres Lebens, wo Dichtung und Wahrheit sich noch lieblich vermischen, mit besondrer Vorliebe behandeln. So erzählt uns auch G. Sand am ausführlichsten die Geschichte ihrer Kindheit und Jugend, zum Theil sehr poetisch, aber das eigentliche Interesse beginnt doch für uns mit dem siebenten Bande.

Aurore Dupin ist 1804 geboren. Der Vater stammte aus einem angesehenen Hause und war Offizier. Die Mutter war nicht bloß aus niederm Stande, sondern ihr Leben war auch nicht ohne Flecken, was uns die Tochter sehr ausführlich erzählt. Wegen seiner Mesalliance hatte Herr Dupin mit seiner Familie gebrochen, indeß wurde die Mutter doch wieder versöhnt, und als er durch einen Unglücksfall umkam, nahm sie sich der kleinen Enkeltochter an. Auch das Verhältniß zur Schwiegertochter wurde, so gut es gehen konnte, ausgeglichen; doch fand ein beständiger Krieg um die Liebe des Kindes zwischen den beiden Frauen statt. Die ältere, eine zarte, feingebildete aristokratische Dame, in den Formen und Vorurtheilen ihres Standes aufgewachsen, die jüngere eine leidenschaftliche, excentrische Tochter des Volks, ursprünglich mit einem gesunden Fond ausgestattet, aber in allen Dingen zum Uebermaß geneigt, leichtsinnig, argwöhnisch, launenhaft und durch keine Form der Bildung geschult. Das Herz Auroras gehörte ursprünglich ganz der Mutter an, und nur mit Widerstreben fügte sie sich dem sanften Joch ihrer Großmutter, allmählig aber hatte sie sich daran gewöhnt, und als Madame Dupin starb, 1822, war sie vollständig damit einverstanden, daß durch eine Testamentsclausel ihre weitere Leitung ihrer Mutter entzogen wurde. Von ihrer Jugendgeschichte ist nur noch nachzuholen, daß sie eine Zeitlang im Kloster erzogen war und sich dort bemüht hatte, durch religiöse Ekstase den Mangel eines ruhigen, sichern Glaubens zu ersetzen, wie sie es auch in mehreren ihrer Romane erzählt.

Die Mutter war keineswegs gemeint, sich jener nach ihrer Ansicht beschimpfenden Testamentsclausel zu fügen. Der lang verhaltene tiefe Groll gegen die vornehme Schwiegermutter machte sich jetzt auf eine unschöne Weise Luft. Das Gericht war auf ihrer Seite, sie bemächtigte sich ihrer Tochter und wußte dieselbe mit einem Raffinement zu quälen, das nur bei der leidenschaftlichen Natur eines wilden Weibes möglich ist. Das Verhältniß wurde un-

erträglich. Während dem Besuch bei einem vortrefflichen Ehepaar, das sich freundlich ihrer annahm, lernte Aurora Herrn Casimir Dudevant kennen, den natürlichen Sohn eines französischen Obersten, der ihr seines nüchternen, leidenschaftslosen Wesens wegen gefiel. Sie gewöhnten sich erst im Spiel daran, sich als Mann und Frau zu verhalten, dann fanden sie es nicht unangemessen, Ernst daraus zu machen. Die Mutter führte noch einige große Scenen auf, endlich gab sie ihre Einwilligung, obgleich sie einen schönern Schwiegersohn vorgezogen hätte, der ihr auf der Promenade den Arm geben konnte. So fand die Hochzeit im September 1822 statt, und Aurora lebte seitdem mit ihrem Mann auf dem Gut Rohant, welches sie von ihrer Großmutter geerbt hatte. 1823 bekam sie einen Sohn, 1828 eine Tochter. Das Ehepaar lebte im Ganzen friedlich und verträglich zusammen, aber es fehlte alle innere Einheit der Gemüther. Aurora wurde häufig von einem unbestimmten Leid befallen, das bis zur Lust des Selbstmords sich steigerte. „Ohne uns etwas verbergen zu wollen, wußten wir doch nichts miteinander zu reden, wir zankten niemals, im Gegentheil bemühte ich mich, mit den Augen meines Mannes zu sehen, aber kaum hatte ich mich mit seinen Ideen in Uebereinstimmung gesetzt, so fand ich mich mit meinen eignen Instincten in Widerspruch und verfiel in eine unaussprechliche Traurigkeit.“ Sie stellt über diesen Zustand im siebenten Bande mehre philosophische Betrachtungen an, im zehnten dagegen kommt sie zu der Ueberzeugung, daß ein Leberleiden die Hauptschuld daran gewesen sei. Freilich kamen noch einige andere Umstände dazu, ihr ihre Lage zu verleiden. Ihr Bruder, der Trunkenbold, lagerte sich bei ihr ein und führte unangenehme Scenen auf, und wenn die pecuniären Verhältnisse der beiden Gatten auch für eine bescheidene Existenz vollkommen ausreichten, so fühlten sie sich doch in mancher Beziehung genirt, und Aurora hatte das unangenehme Gefühl, niemals Geld zu ihrer Disposition zu haben, sondern in all ihren kleinen Liebhabereien von dem guten Willen ihres Mannes abhängig zu sein. Im Sommer 1823 machten sie eine Reise in die Pyrenäen, und sie theilt uns daraus die Fragmente eines Tagebuchs mit, in dem sie ihre Gemüthszustände fixirt hat. Man hat später das Bild der Indiana fälschlich auf sie angewandt, aber in einem Punkt finden wir doch Uebereinstimmung. Sie nahm zu voreilig die Miene einer femme incomprise an und bemühte sich zu wenig, dem unklaren Verhältniß zu ihrem Mann eine offene natürliche Wendung zu geben. — Nach der Rückkehr von den Pyrenäen hielten sie sich eine Zeitlang auf dem Landgut ihres Schwiegervaters auf, in einer Gegend, wo die Wölfe noch herdenweise den Wandrer anfielen. Der alte Herr, der sich gegen seine Kinder sehr liebenswürdig benahm, wurde während ihrer Anwesenheit vom Schlage gerührt und hinterließ sein Erbe seiner Witwe, der Stiefmutter Casimirs, die gegen Aurora von vornherein eine große Abneigung ge-

hegt zu haben scheint und ihr das Leben möglichst zu verbittern suchte. Endlich im Jahre 1831 faßte Aurora einen Entschluß. Sie traf mit ihrem Mann das freundschaftliche Uebereinkommen, daß sie mit ihrer Tochter die Hälfte des Jahres in Paris leben wollte, wofür er ihr eine mäßige Summe aussetzte, die andere Hälfte in Nohant. Jene Summe reichte für eine bequeme Existenz in Paris nicht völlig aus, sie mußte also das Nöthige dazu verdienen. Sie hatte es schon mit Handarbeiten und Aehnlichem versucht, es war nicht gegangen, und sie beschloß daher, von der Schriftstellerei zu leben. Ihr Mann gab seine Einwilligung dazu, weil er es für eine Caprice hielt, die bald vorübergehen würde; aber schon durch diese Einwilligung verwirkte er eigentlich sein eheliches Recht. Uebrigens war von einem Bruch durchaus nicht die Rede gewesen, im Gegentheil scheinen die Verhältnisse, da sie einander weniger sahen, kein besseres Ansehen genommen zu haben.

Bis dahin ist die Erzählung sehr klar und deutlich; mit dem Aufenthalt in Paris wird das Gemälde etwas verwaschen. Aurora erzählt in der Einleitung, daß alle ihre Neigungen sehr ernsthafter Natur gewesen sind, aber sie verschweigt uns die Einzelheiten. An sich finden wir das vollkommen gerechtfertigt, wenn nur in den Denkwürdigkeiten nicht andere Dinge vorkämen, die eine ebenso fragliche Berechtigung hätten.

Um Romane schreiben zu können, mußte sie das Leben studiren. Ihre Einkünfte reichten aber dazu nicht aus, die Genüsse der Hauptstadt als Dame mitzumachen; sie zog also Mannskleider an und verband sich mit mehrern jungen Leuten aus ihrer Provinz, die in Paris ihr Glück machen wollten, um in der Form eines jungen Studenten die Theater und andere öffentliche Orte zu besuchen. „Ich kann nicht beschreiben,“ erzählt sie, „welches Vergnügen mir meine Stiefel machten. Gern hätte ich mit ihnen geschlafen. Auf diesen eisenbeschlagenen Absätzen stand ich fest auf dem Trottoir; ich lief von einem Ende der Stadt zum andern, ich hätte allenfalls die ganze Welt umkreist. Meine Kleider durften das Wetter nicht scheuen, ich ging zu jeder Zeit aus, und niemand merkte meine Verkleidung.“ Einige spaßhafte Anekdoten über Mißverständnisse, die sich daraus ergaben, theilt sie selbst mit. In dieser Zeit knüpfte sie mehre intime und bleibende Verhältnisse an. Ueber den Umfang derselben spricht sie sich selbst aus. „Glaubt mir, das Herz ist weit genug, um viele Neigungen zu herbergen, und je zahlreicher, aufrichtiger und hingebender sie sind, desto mehr wird es an Kraft und Wärme wachsen. Seine Natur ist göttlich, und wenn es zuweilen unter dem Gewicht der Enttäuschungen erdrückt und erstorben scheint, so bezeigt grade die Tiefe dieses Leids sein unsterbliches Leben. Habt daher keine Furcht, den Aufschwung des Wohlwollens und der Sympathie auf das vollste zu empfinden, die süßen und peinlichen Erregungen und Sorgen zu tragen, aber nebenbei errichtet noch den

Altar einer besondern Freundschaft und sucht eine Person, die ihr genug lieben könnt, um ihr gegenüber vollkommen zu sein, eine Person, die euch heilig sei, und der ihr gleichfalls heilig seid. Der große Zweck, den wir alle verfolgen müssen, ist, unser Erbübel, die Persönlichkeit, auszurotten. Ihr werdet bald sehen, daß, wenn man erst dahin gekommen ist, gegen einen Einzelnen vollkommen zu sein, man auch bald gegen die Uebrigen besser wird, und wenn ihr die ideale Liebe sucht, so werdet ihr bald merken, daß die ideale Freundschaft auf eine wunderbare Weise das Herz dazu vorbereitet, ihre Wohlthat zu empfangen."

Es konnte nicht fehlen, daß diese Art, in Mannskleibern in Paris zu leben, die ärgsten Vorwürfe und Verleumdungen nach sich zog, aber Herr Dubevant, ihr Mann, war vollständig unterrichtet und hatte nichts dagegen einzuwenden, ebensowenig ihre Mutter; nur ihre Schwiegermutter, Madame Dubevant, die sie einmal in Paris besuchte, drückte ihr Mißfallen aus. Sie fragte, warum Aurora so lange in Paris ohne ihren Mann bliebe; diese antwortete, es geschehe mit Einwilligung ihres Mannes. — Aber ist es wahr, daß Sie die Absicht haben, Bücher zu drucken? — Ja, Madame. — Ei, eine wunderliche Idee. — Ja, Madame. — Recht schön; aber ich hoffe wenigstens, daß Sie den Namen, den ich führe, nicht auf den Einband gedruckter Bücher setzen werden? — O gewiß nicht, Madame, es hat keine Noth.

In der That hatte sie bereits ihren ersten Roman: *Rose und Blanche*, gearbeitet, ihn von ihrem jungen Freunde Jules Sandeau überarbeiten lassen und als Namen des Verfassers wurde Jules Sand angegeben. Da das Buch Beifall fand, wünschte der Verleger der spätern Romane den Namen beizubehalten, weil aber Jules Sandeau keinen Antheil daran hatte, wollte er es nicht zugeben, und so wählte denn die Verfasserin das Pseudonym *Georges Sand*, das sie seitdem immer beibehalten hat.

Ihr Mann besuchte sie zuweilen in Paris. Sie wohnten nicht zusammen, um einander nicht zu geniren, aber ihr Mann speiste bei ihr und führte sie zuweilen ins Theater. In Paris gestaltete sich das Verhältniß ganz gut, aber wenn sie auf ihr Semester nach Nohant kam, wurde sie ihrem Mann öfters unbequem, weil sie über manche häusliche Einrichtungen sich nicht einigen konnten. Dort schrieb sie „*Indiana*“ und „*Valentine*“. Ihre kleine Tochter nahm sie nach Vollendung des letzten Romans nach Paris mit.

Ihr erstes literarisches Auftreten war nicht ohne Schwierigkeiten. Sie wollte ein Gutachten über ihr Talent haben, und man wies sie an einen Deputirten, Herrn von Kératry, der selbst einen Roman geschrieben hatte. Dieser empfing sie mit der Versicherung, Frauen sollten sich überhaupt nicht in die Literatur einmischen, weil sie dazu keinen Beruf hätten, und schloß mit der

feierlichen Erklärung: Glauben Sie mir, ne faites pas des livres, faites des enfans. — Meiner Treu, antwortete sie lachend, bewahren Sie den Rath für sich selbst, wenn er ihnen gut scheint. — Ihre Freunde haben die Antwort nachher so gegeben: Machen Sie selbst welche, wenn Sie können; aber G. Sand versichert, ni si méchante, ni si spirituelle gewesen zu sein, d'autant plus que sa petite femme avait l'air d'un ange de candeur. Einen bessern Eingang fand sie bei Balzac, mit dem sie von der frühesten Zeit an in sehr guten Verhältnissen stand und der auf ihre Art und Weise einen nicht unwichtigen Einfluß ausgeübt hat. Uebrigens versichert sie, sich nie als die Heldin eines ihrer Romane betrachtet zu haben; was von idealen Träumen in ihr war, wollte sie in einem Gedicht: Corambé, niederlegen, das aber nie geschrieben wurde. Corambé war der phantastische Name für einen persönlichen Gott, der ihrem Herzen Genüge thun sollte. Spiridion und ähnliche phantastische Geschichten sollten Fragmente daraus sein; eher möchten wir in demselben den Eindruck der balzac'schen Analyse finden.

„Indiana“ und „Valentine“ machten ein großes Aufsehen, die Dichterin wurde von der Revue des deux mondes engagirt und schrieb in den nächsten Jahren ihre sämtlichen Novellen für diese Sammlung. Die jungen Kritiker dieser Revue, Gustav Planche und St. Beuve, wurden ihre intimen Freunde und blieben ihr auch später durch alle Wechselfälle treu. Sie hat es namentlich dem ersten in diesen Denkwürdigkeiten sehr schlecht vergolten. Während des genaueren Umgangs mit diesen beiden schrieb sie die „Lelia,“ ein Buch, welches sehr bald in den Ruf der schrecklichsten Immoralität kam und der Dichterin die ärgsten Verdächtigungen zuzog. Wir finden es mehr abgeschmackt, als unmoralisch. Sie selbst hatte ein ziemlich lebhaftes Gefühl von ihrer Sittlichkeit und erzählt selbst, daß sie einmal Balzac, der ihr seine Contes drôlatiques vorlas, wegen seiner Unsitlichkeit tadelte, worauf er sie als Prude behandelte und ihr noch von der Treppe aus zurief: Vous n'êtes qu'une bête.

Nach dem Erscheinen der Lelia machte sie eine Reise nach Venedig. Auf der Reise lernte sie Beyle kennen; in Venedig stand sie in intimum Verhältniß zu Alfred de Musset, der dort in eine schwere Krankheit gefallen war. Die Romane André, Jacques und Mattea sind in Venedig geschrieben, und die Lettres d'un voyageur schildern ihre damaligen Stimmungen und Zustände. Seit diesem Aufenthalt gewinnen ihre Romane jene lebendige Farbe, die ihnen einen so eigenthümlichen Reiz gab. Im August 1834 kehrte sie nach Paris zurück, von da nach Mohant. Seit dieser Zeit scheinen ihre Beziehungen zu ihrem Mann einen etwas unangenehmern Charakter angenommen zu haben, obgleich er noch nach Venedig sehr freundlich an sie geschrieben hatte. In Paris wurde jetzt ihr Hauptumgang Madame Dorval, die berühmte Schauspielerin, die 1849 starb und von der sie in diesen Denkwürdigkeiten ein sehr

anziehendes Bild gibt; vielleicht die schönste Episode des ganzen Buchs. Bekanntlich hat in neuester Zeit auch Alexander Dumas diese Frau zum Gegenstand einer Monographie gemacht.

Und nun folgt eine Erzählung, die wir ohne weitere Bemerkungen französisch wiedergeben wollen. Wir erwähnten vorher die Mißheiligkeiten mit ihrem Mann. Un de mes amis, Dutheil, qui eût voulu rendre possible la durée de cette situation, me disait que je pouvais m'en rendre maîtresse en devenant la maîtresse de mon mari. Cela ne pouvait me convenir en aucune façon. Les rapprochements sans amour sont quelque chose d'ignoble à envisager. Une femme qui recherche son mari dans le but de s'emparer de sa volonté fait quelque chose d'analogue à ce que font les prostituées pour avoir du pain et les courtisanes pour avoir du luxe. Ce sont de telles réconciliations qui font d'un époux un jouet méprisable et une dupe ridicule. Dutheil, en discutant contre moi, élevait la question autant que possible, et, bien qu'il fût souvent cynique en paroles, il avait trop d'intelligence pour ne pas comprendre qu'avec moi il fallait idéaliser le but. Il invoquait donc mon amour pour nos enfants et l'intérêt de leur avenir. A cette considération sacrée, je ne pouvais opposer qu'un instinct de répugnance, mais un instinct si profond, si absolu, que je dus réfléchir, pour me rendre compte de la valeur que je devais lui accorder dans ma conscience. Une répugnance physique serait communément acceptée comme une excuse suffisante; je ne la trouverais pas suffisante, moi. Le devoir fait surmonter ces répugnances-là. On touche à des plaies infectes pour soulager un malade, même un malade que l'on n'aime pas et que l'on ne connaît pas. D'ailleurs mon mari ne m'inspirait aucun dégoût instinctif, il ne m'inspirait pas non plus d'aversion morale. Je ne demandais qu'à l'aimer fraternellement comme je m'y étais sentie disposée en recevant la première offre de notre association. Mais quand une fille chaste se décide au mariage, elle ne sait pas du tout en quoi consiste le mariage, et peut prendre pour l'amour tout ce qui n'est pas l'amour. A trente ans, une femme ne peut plus se faire de vagues illusions, et, pour peu qu'elle ait de coeur et d'intelligence, elle sait le prix, je ne dis pas de sa personne, la personne pourrait se résigner à être humble, si elle pouvait se donner seule, comme une chose, mais de son être complet et indivisible.

Es gehen doch viel wunderliche Dinge auf der Welt vor! — G. Sand ist mit dieser einfachen Darstellung noch nicht zufrieden, sie knüpft eine Reihe von Betrachtungen daran, wie es dann mit der Fortpflanzung des Menschengeschlechts beschaffen sein würde, wenn der Mann dem Weib nur aus Liebe nahen wollte. Sie erzählt zugleich, daß sie die Absicht gehabt habe, in den Briefen eines Reisenden, die sie zu Anfang des Jahres 1835 in Mohant fortsetzte,

diese und ähnliche Betrachtungen vollständig auszuführen, und bedauert, daß das nicht in dem wünschenswerthen Umfange geschehen sei. Wir können dies Bedauern nicht theilen, denn ein vorwiegend philosophischer Kopf ist sie keineswegs, und ihre Abhandlungen würden doch nur zuweilen sehr unberechtigte Stimmungen wiedergegeben haben. Die tiefe Traurigkeit ihres Herzens ließ sie in jener Zeit das Bedürfnis empfinden, sich so weit als möglich zu entfernen, einerlei, wohin. Ihre Freunde riethen ihr das Nämlische, denn das Verhältniß zu ihrem Mann hatte sich auf eine Art gestaltet, daß es durch Abwesenheit nur gewinnen konnte, und selbst ihr Einfluß auf ihre Kinder, die sie sehr liebte, war nicht durchweg heilsam. Sie war schon im Begriff eine Pilgerschaft in den Orient zu übernehmen, als ein neues Interesse in ihr Leben eintrat.

Sie machte die Bekanntschaft des bekannten Republikaners Michel von Bourges (von ihr Everard genannt), der damals grade in einen großen politischen Proceß verwickelt war und der sie in den Kreis seiner Bekannten einführte, jener leidenschaftlichen Idealisten, die es für ihre Aufgabe hielten, die kühnsten Träume von Menschenwohl augenblicklich zu verwirklichen. Die Gesellschaft war zuweilen aus sehr wunderlichen Bestandtheilen zusammengesetzt. So brachte sie z. B. Franz Liszt, mit dem sie damals auch viel umging, mit Lamennais und Ballanche zusammen, und sie legte zuweilen wieder die Männertracht an. Im Anfang glaubte sie, daß alle diese Männer im Grunde denselben Zweck verfolgten, bald aber machte sie die Entdeckung, daß die Republik des einen immer der Republik des andern widersprach, und sie wollte diesem Chaos wieder entfliehen, bis ihr Michel auseinandersetzte, daß ihre Pflicht als Bürgerin sie davon zurückhalten müsse, in dieser Krisis ihr Vaterland zu verlassen. Sie blieb, theilte sich sehr lebhaft an den politischen Verhandlungen und gibt uns infolge dessen eine Reihe politischer Betrachtungen, die wir ihr gern erlassen hätten. — Das eheliche Verhältniß wurde noch mehr dadurch getrübt, daß die pecuniären Verhältnisse sich verschlechterten. Herr Duboyant hatte durch falsche Speculationen große Verluste erlitten, und es begann nun die unangenehmste aller Verhandlungen über die gegenseitige Vertheilung der Einkünfte. Man versuchte mehrere Arrangements, aber keins wollte genügen. Das dauerte fort bis zum October 1835. Eine heftige Scene, die in diesen Tagen zwischen ihr und ihrem Mann stattfand, und die zu keiner Versöhnung führte, bestimmte sie, der Sache ein Ende zu machen. Auf den Rath ihrer Freunde brachte sie die gerichtliche Scheidungsklage an. Das Gericht entschied Februar 1836 zu ihren Gunsten und dies Urtheil wurde im Mai bestätigt. Sie erzählt selbst, daß sie durch Anleihe eine Summe von 10,000 Franken zusammengebracht hatte und entschlossen war, mit ihren Kindern nach Amerika zu entfliehen, wenn gegen sie entschieden würde. Durch falsche Freunde verführt,

hatte ihr Mann dem Proceß eine sehr bössartige Wendung gegeben, er hatte die tollsten Anschuldigungen gegen sie vorgebracht und dabei doch die Rolle des liebenden und vergebenden Vatters gespielt. Nach dem richterlichen Ausspruch wurde nun das Verhältniß ziemlich wieder ins Geleise gebracht. G. Sand behielt die Erziehung ihrer Tochter, die Oberaufsicht über die Erziehung des Sohnes blieb ihrem Mann, doch so, daß sie sich gütlich darüber verständigten.

Nachdem diese Angelegenheiten geordnet waren, begab sie sich auf die Einladung Liszts und seiner Freundin, der Gräfin Ugoult, nach der Schweiz, wo sie auch zuerst mit Lamartine und Berryer bekannt wurde. Sie war jetzt ausschließliche Herrin in Nohant und empfing daselbst Liszt, Frau von Ugoult und andere als Gäste. In dieser Zeit starb ihre Mutter, bald darauf auch ihre Schwiegermutter. Ihr Mann, durch das Erbe derselben günstiger gestellt, verstand sich 1838 zu einem neuen Vertrag, in welchem die pecuniären Beziehungen definitiv geregelt wurden. Seit dieser Zeit sind keine Zwistigkeiten zwischen ihnen mehr vorgekommen. Herr Dubevant hat sie bei der Hochzeit ihrer Tochter in Nohant besucht.

Es folgen jetzt wieder eine Reihe politischer Betrachtungen von ziemlich unerquicklichem Inhalt und unklar in die Erzählung verwebt; dagegen bildet das Verhältniß zu Chopin am Schluß des Buchs noch eine anmuthige Episode.

Um die Gesundheit ihres Sohnes herzustellen, beschloß G. Sand 1838, ein wärmeres Klima zu suchen. Chopin, den sie täglich sah und „dessen Genie und Charakter sie zärtlich liebte“, sprach den Wunsch aus, sich ihr anzuschließen und so reisten sie in der That zusammen nach Majorca ab, wo sie seine Krankenpflegerin wurde. Auch nach ihrer Rückkehr blieben sie zusammen, sowohl in Paris, wie in Nohant und sie war die Vertraute aller seiner musikalischen Inspirationen. Acht Jahre lang dauerte das innige Verhältniß, bis sie sich einmal in einen Streit zwischen ihm und ihrem Sohn einmischte, worauf er traurig ausrief, sie liebe ihn nicht mehr. Dies bittere Wort entschied den Bruch, sie hat ihn nicht mehr wiedergesehen.

Was darauf folgt, ist nur sehr flüchtig hingeworfen. Die Apotheose ihrer politischen Freunde, Lamennais, Emile de Girardin, Pierre Leroux und Jean Reynaud trägt doch mehr den Charakter einer Declamation und erregt uns das Gefühl, daß es besser gewesen wäre, sie hätte sich nie in diese politischen Träumereien eingelassen.

Noch ein Wort zum Schluß, um einem möglichen Mißverständnis vorzubeugen. Wir glauben, daß ihre Erzählung im Wesentlichen genau und ehrlich ist, daß sie in den meisten Conflicten, die sie uns berichtet, Recht gehabt hat und daß die Verleumdungen, mit denen man sie verfolgte, in ihr wohl den Grenzboten. IV. 1855.

Wunsch erregen konnten, sich vor dem Publicum zu rechtfertigen. Allein, wir wiederholen, es wäre besser für ihren Ruf gewesen, wenn sie diesen Wunsch unterdrückt hätte. Es gibt namentlich in dem Leben einer Frau viele Fälle, wo die schlimmste Verleumdung nicht so übel wirkt, als eine Rechtfertigung, die gegen das Schamgefühl verstößt.

Schleswig-holsteinische Briefe.

Sechster Brief.

Kappeln, den 19. Juni.

Die Gelegenheit, Ihnen auf dem Privatwege meine Briefe zukommen zu lassen, entschlüpft mir nun schon zum dritten Male unter den Händen, und ich sehe wohl, ich werde Sie nicht eher in Besitz derselben setzen können, als bis ich im Stande bin, sie einmal selbst über die Grenze zu bringen. Es sind dann im Grunde ausgeführte Tagebuchsblätter, die ich Ihnen sende. Da jedoch der Name nichts zur Sache thut, so mögen sie den Titel von Briefen fortführen.

Es war am vorigen Freitage, als wir die Trauerstätte von Idstedt besuchten. Wir hatten uns als Freunde der Gründlichkeit mit der besten Karte des Schlachtfeldes, einem guten Fernrohr und zwei von sachverständigen Augenzeugen verfaßten Darstellungen der Schlacht versehen, und zum Ueberflusse fuhr uns ein Kutscher, der mit der Brigade v. d. Horst an dem berühmten Angriffe auf Stoll theilgenommen hatte.

Wir mußten uns auf eine Besichtigung der Hauptpunkte des Schlachtfeldes beschränken. Die von dem Heere Schleswig-Holsteins vertheidigte Stellung war die günstigste, die man wählen konnte, nachdem Willisen in bekannter unbegreiflicher Verblendung lediglich aus politischen (in der That aber sehr unpolitischen) Motiven die noch weit vortheilhaftere Position bei Bau zu besetzen unterlassen hatte. Wenn man die Karte Schleswigs vor sich ausbreitet, so begegnet man in der Mitte von Süden nach Norden hinaufgehend einer Linie, welche durch den Treenesfluß gebildet wird. Dieser ist seiner ganzen Länge nach von sumpfigen Stellen umgeben, die nur an einzelnen Punkten den Uebergang gestatten. Eine Meile nördlich von der Stadt Schleswig läuft die flensburger Chaussee in der Nähe zweier Seen vorbei, des kleinern idstedter Sees und des südöstlich von diesem sich hinziehenden schmalen Langsees, der von jenem nur durch ein Stück Land von etwa tausend Schritt Breite getrennt ist. Westlich vom idstedter See liegt das kleine, aus zer-